

---

# Anstelle einer Autor\*innenübersicht

## **Reflexionsbeiträge der Autor\*innen und Herausgeber\*innen zur Bedeutung der (Selbst-)Positionierung in der Wissenschaft und zum Verhältnis von Theorie und Praxis**

Üblicherweise schließt ein Sammelband wie dieser mit einer Übersicht der Autor\*innen, einer Aufzählung ihrer Titel, Forschungsschwerpunkte und Tätigkeiten. Stattdessen möchten wir die Autor\*innen an dieser Stelle sich selbst mittels der Beantwortung zweier Fragen vorstellen lassen.

Der folgende Beitrag ist dadurch entstanden, dass alle Beteiligten gebeten wurden, auf die gleichen zwei Fragen zu antworten. Die Idee dazu entwickelte sich im Rahmen eines Workshops zur Bedeutung von (Selbst-)Positionierung von Wissenschaftler\*innen, zu dem sich die Autor\*innen und Herausgeber\*innen zu Beginn des Buchprojektes trafen (s. Beitrag: Wer Wissen schafft: Zur Positionierung von Wissenschaftler\*innen).

Wir haben uns für zwei Themen entschieden. Zum einen haben wir nach der Bedeutung der eigenen Positionierung für die eigene wissenschaftliche und pädagogische Tätigkeit gefragt. Damit spiegelt er die Themen und Diskussionen, um die es u. a. auf dem Workshop ging, wider und macht Unterschiedlichkeiten und Gemeinsamkeiten der Sichtweisen der Schreibenden sichtbar.

Zum anderen haben wir um Perspektiven zum Verhältnis von Theorie und Praxis (sowie ggf. Kritik an dieser Trennung), da wir die Frage, ob und wie wissenschaftlich generierte Erkenntnisse letzten Endes die pädagogische Praxis verändern können, für grundlegend halten.

Der gemeinsame Beitrag sollte den Autor\*innen die Gelegenheit geben, sich auf einer persönlicheren Ebene als dem eigentlichen Beitrag äußern zu können. Ebenso gibt er den Leser\*innen die Möglichkeit, an den Erfahrungen und Reflexionen der

Autor\*innen teilzuhaben und Impulse für eigene Auseinandersetzungen mit (Selbst-) Positionierung sowie die eigene wissenschaftliche und/oder pädagogische Praxis zu gewinnen. Die Fragen waren folgendermaßen formuliert:

- Welche Bedeutung hat deine eigene Positionierung in Bezug auf deine wissenschaftliche und pädagogische Tätigkeit für dich? (Positionierung)
- Was sind dein Verständnis und deine Erfahrungen bezüglich des Verhältnisses von Theorie und Praxis im Umgang mit Differenz? (Verhältnis Theorie/Praxis)

Mit der Vorstellung der Antworten möchten wir an den zu Beginn formulierten Anspruch des Sammelbandes anknüpfen, das positionierte Wissen der Schreibenden auf selbstbestimmte Weise einzubeziehen und sichtbar zu machen (s. Beitrag: „Wer Wissen schafft: Zur Positionierung von Wissenschaftler\*innen“)

Wir bedanken uns sehr herzlich bei den Autor\*innen für die Bereitschaft, an diesem Format mitzuwirken und ihre Erfahrungen, Perspektiven und Reflexionen zu teilen.

*Denise Bergold-Caldwell/Eva Georg:*

### **Positionierung/Verhältnis Theorie/Praxis**

Als Autor\*innen dieses Sammelbandes entstand die Frage der Positionierung, die bei weitem – je nach Perspektive – keine einfache ist. Die Perspektiven mit denen wir Schreiben und Forschen sind Schwarze feministische, kritische weiße und queere Perspektiven. Unsere Positionierung darin ist jedoch nicht ganz so einfach und unhinterfragbar; Sie verändert sich – zumindest teilweise. Eine Aufzählung aller Kategorien-Zugehörigkeiten erachten wir – nicht nur aus unserer Perspektive – als schwierig. Zu Reflexionszwecken finden wir die Analyse von Privilegien und Nicht-Privilegien sehr angebracht. Aber in der politischen Praxis droht die Analyse der Kategorien, hinter die Analyse der politischen Verhältnisse zu fallen, was wir fatal finden. Wir finden es gut Schwarze und/oder feministische Positionen sichtbar zu machen, queeres Denken und Analysen mitzuführen und anti-ableistische Herangehensweisen zu wählen – besonders in wissenschaftlichen Zusammenhängen. Doch gleichzeitig lässt sich auch sagen, dass wir nicht all diese Kategorien immer auch sichtbar nach außen repräsentieren können. Dies zum einen, weil manche Kategorien eben nicht (immer) sichtbar sind und zum anderen, weil wir beide in mancherlei Hinsicht einfach auch privilegiert sind. Trotzdem wollen wir genau aus diesen Perspektiven Arbeiten, Schreiben, Forschen, Lesen, Lieben und Lachen.

**Mart Busche:****Positionierung**

Meine Positionierung als geschlechtlich und sexuell flexibel eröffnet eine bestimmte Perspektive auf mein wissenschaftliches und pädagogisches Feld, zuweilen – wie hier in meinem Artikel „All included?“ Into what? – Heteronormativitätskritische Perspektiven auf diskriminierungssensible Bildungsarbeit – strukturiert sie auch meinen Zugang und mein Interesse. Ich suche nach Verbindungen und Verbündeten, nach dem im Rahmen dominanter Diskursumgebungen Unpassenden, nach dem Unsprech- oder Lesbaren. Ich bin in vielerlei Hinsicht privilegiert oder ambivalent positioniert: weiß, mit deutschem Pass, überwiegend ablebodied und akademisch ausgebildet, wenn auch ohne akademischen Familienhintergrund. Geschlechtlich und sexuell falsch gelesen zu werden oder schlicht nicht vorzukommen, sorgt hin und wieder für Verletzungserfahrungen, die Fragen aufwerfen: „Verletzt zu werden bedeutet, daß man die Chance hat, über die Verletzung nachzudenken, sich über die Mechanismen ihrer Verteilung klarzuwerden, herauszufinden, wer sonst noch unter durchlässigen Grenzen, unerwarteter Gewalt, Enteignung und Angst leidet und welche Formen dies annimmt.“ (Butler 2005: 8). Es ist also eine positionierte Wissensproduktion und die kritische Reflexion derselben stellt sowohl ein Moment wissenschaftlicher Verantwortungsübernahme als auch Qualitätssicherung dar. Zugleich ist darin der Wunsch nach einer anderen, gerechteren Wissenschaft eingelagert: „Positionierung ist daher die entscheidende wissensbegründende Praktik, die wie so viele wissenschaftliche und philosophische Diskurse des Westens auch um die Metaphorik des Vision herum organisiert ist. Positionierung impliziert Verantwortlichkeit für die Praktiken, die uns Macht verleihen“ (Haraway 1995, S. 87).

**Verhältnis Theorie/Praxis**

Differenzerfahrungen und Theorien zu Differenz sind für mich so sehr miteinander verquickt, dass die Frage erst mal ein großes Gedankenknäuel in meinem Kopf produziert hat. Wer bin ich, dazu etwas zu sagen, wo doch schon so viele schlaue Leute vor mir dazu geschrieben haben? Gleichzeitig kommt mir die Unterscheidung fragwürdig vor, da ich abstrakte wie alltägliche Theorien auch erlebe und tue und Erlebnisse und Aktivitäten auch denke und davon abstrahiere. Genau genommen – und hier kommt nun eine Theorie zur Umsetzung – wäre mit dem Ansatz der Dekonstruktion die Kategorisierung von Theorie und Praxis zu hinterfragen und auf hierarchisierende Effekte hin zu untersuchen. Akademisch gerahmtes Denken und Schreiben sind zumeist besser bezahlt und angesehen als pädagogisch-praktische oder gar politisch-praktische Tätigkeiten. Und die Akademie tut viel dafür, damit das so bleibt. Kein\_e Nachwuchswissenschaftler\_in

ohne Einschüchterungserfahrungen, keine als „anders“ positionierte Person ohne Marginalisierungserfahrungen. Doch nicht verzagen, nicht zuletzt ist deshalb die Allianz von Theorie und Praxis auch ein probates Mittel zur Kritik: Das Streben nach Genauigkeit und das Abbilden von Positionierungen in herrschaftskritischen und differenzsensiblen Analysen geht einher mit dem Verlangen nach einer anderen Art von Wissenschaft, in der auch das vielschichtige, marginalisierte, verwirrende, übersetzungsbedürftige und unmögliche (Erfahrungs-) Wissen einen Platz hat: „Das Ziel sind bessere Darstellungen von Welt, d. h. Wissenschaft“ (Haraway 1995, S. 90) und eine umfängliche Umgestaltung der Bedingungen, für nicht den hegemonialen Normen entsprechenden Wissenschaftler\_innen, die diese Darstellungen produzieren.

Butler, Judith. 2005. Gewalt, Trauer, Politik. In: Gefährdetes Leben. Politische Essays, 36–68. Frankfurt: Suhrkamp.

Haraway, Donna. 1995. Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. 73–97. Frankfurt/New York: Campus Verlag.

### *Isabel Dean:*

#### **Positionierung**

Die Rolle meiner eigenen Positionierung für meine wissenschaftliche Tätigkeit ist für mich zuerst einmal leichter in der Negation zu bestimmen: Sie stellt für mich keine bloße Aufzählung dar, mittels derer ich verschiedene Differenzmarkierungen und meine damit verbundenen gesellschaftlichen (De-)Privilegierungen offenlege. Eine solche verschriftlichte Bekenntnispraxis finde ich genau dann nicht hilfreich, wenn in einer solchen Aufzählung die Bezüge zu Theorie und Praxis der wissenschaftlichen Reflexion fehlen. Vielmehr verstehe ich meine Positioniertheit als eine Analyseperspektive, mit der ich selbst an meine Forschung herantrete – oft auch, ohne dass meine konkreten Positioniertheiten im geschriebenen Text für die Lesenden in allen Details durchscheinen. Meine eigene Positionierung stellt für mich daher eine Grundlage meines wissenschaftlichen Arbeitens dar, sie verweist auf meine spezifisch situierte Perspektive – und somit auf Aspekte, die mir selbst ganz offensichtlich auffallen, ebenso wie auf solche, die ich nicht so ohne Weiteres wahrnehme. Ich empfinde meine Positioniertheit somit als ein Reflexionswerkzeug, das mir dabei hilft, meine Methodik, meine Fragestellung und die Leerstellen meiner Analyse zu überdenken und immer wieder von Neuem kritisch zu hinterfragen, wieso ich im Verlauf meiner Forschung bestimmte Fragen gestellt, manche verworfen und mich für andere entschieden habe.

Diese spezifischen Schlüsse, die ich in meiner Forschung ziehe, resultieren aus meiner Sicht aber nicht allein aus meinem situierten Blick, sondern genauso auch aus meiner machtkritischen politischen Haltung und der Utopie einer solidarischeren, egalitären und diskriminierungsärmeren Gesellschaft. Beides – Positionierung und politische Haltung – in ihrem miteinander verbündeten Zusammenspiel ernst zu nehmen, bedeutet für mich immer wieder auf's Neue zu versuchen, sensibel für unterschiedliche Erfahrungen und Erzählungen von Diskriminierung und Dominanz zu sein und zu bleiben. Ich möchte daher nicht nur die eigenen Diskriminierungserfahrungen relevant setzen, sondern auch die anderer Personen und Communities, deren Diskriminierung sich von meinen Erfahrungen unterscheidet. Offen für Erfahrungen und Verletzungen anderer zu bleiben, heißt für mich, mich nach Möglichkeit auch mal zurückzunehmen und erst einmal zuzuhören. Hier nicht zu vergleichen oder gar meine Erfahrungen und Verletzungen in Konkurrenz zu denen anderer zu setzen (vgl. Rotter 2017: 62), ist für mich ein zentrales Element einer reflexiven Positionierungspraxis. Ein solcher – offener, zuhörender und solidarischer – Prozess könnte es aus meiner Sicht ermöglichen, auch sehr weit „entfernten Verbindungen“ (in Anlehnung an Hügel/Lange 1993) nachzuspüren und hierüber miteinander in Verbindung zu treten.

### **Verhältnis Theorie/Praxis**

Aus meiner Perspektive einer ethnografisch forschenden Kulturanthropologin, die sich vor allem theoretisch-schreibend mit dem pädagogischen Umgang mit Differenz beschäftigt, stellen Theorie und Praxis zwei Seiten einer Medaille dar: das pädagogische Tun und die theoretische Reflexion dieses Tuns. Daher stehen Theorie und Praxis in einem wechselseitigen Verhältnis zueinander. Für die theoretische Forschung ist die pädagogische Praxis der Ausgangspunkt; idealerweise kann sie von den Praktiker\*innen viel über den praktischen Umgang mit Differenz lernen. Theoretische Reflexionen des Umgangs mit Differenz können wiederum in die pädagogische Praxis zurückwirken und Veränderungen – zumindest mit – anstoßen, wenn sie sich als praxistauglich und konkret umsetzbar erweisen. Allerdings wird meiner Erfahrung nach diese Einschätzung vonseiten der ‚Praxis‘ nicht immer geteilt. In der Anfangsphase meiner Forschung habe ich bspw. den Erzieher\*innen einer Berliner Kita in einem gemeinsamen Gespräch deren – aus meiner Sicht z. T. von Adultismus und rassistischem Otherring geprägten – pädagogischen Praktiken kritisiert. Parallel dazu habe ich ihnen auch mein allmählich wachsendes Verständnis für manche ihrer Maßnahmen mitgeteilt. Meine Rückmeldung stieß bei ihnen jedoch auf Abwehr und Unverständnis; sie wiesen meine Kritik als realitätsfern und unzutreffend zurück. Nichtsdestotrotz blieb ich in vielerlei Hinsicht bei meiner ursprünglichen Einschätzung und meine

kritische Analyse der pädagogischen Praktiken floss in der Folge in Publikationen und die Verschriftlichung meiner Dissertation ein.

Das genannte Beispiel verweist darauf, dass das Verhältnis von Theorie und Praxis eben nicht nur ein wechselseitiges, sondern vor allem auch ein hierarchisches ist; es handelt sich also nicht nur um ein Forschen mit pädagogisch Professionellen, sondern auch ein Forschen über sie. Außerdem unterscheiden sich die Bedingungen und Möglichkeiten der praktischen wie auch der wissenschaftlichen Arbeit stark voneinander. Während die pädagogische Praxis im Umgang mit Differenz unter sofortigem Handlungsdruck steht, können sich Theoretiker\*innen Zeit für kritische Reflexionen dessen nehmen, was sie beobachtet, gehört und selbst getan haben. Nicht zuletzt liegt in Bezug auf die Veröffentlichung von gewonnenen Erkenntnissen das letzte Wort bei den Theoretiker\*innen. Sie entscheiden, wie und was sie über den Umgang mit Differenz und Diskriminierung (der pädagogisch Professionellen) schreiben. Mit ihren daraus resultierenden Publikationen besteht zudem einseitig die Möglichkeit für sie, sich (wissenschaftlich) zu profilieren.

Aus meiner Sicht ist es kaum möglich, das hier beschriebene Machtverhältnis zwischen Theorie und Praxis zu überwinden – es sollte aber zumindest im Analyse- und Schreibprozess mit reflektiert werden. Umso wichtiger finde ich daher, den pädagogisch Professionellen sowohl in der Forschung als auch in der anschließenden Analyse und Verschriftlichung fair zu begegnen, die Beweggründe und Hindernisse ihres Handelns sowie die strukturellen Rahmenbedingungen ihrer Arbeit aufzuzeigen und diskriminierende Praktiken offen und konstruktiv auf positive Veränderungen hin zu thematisieren. Auch wenn ich mittlerweile nicht mehr den Anspruch habe, meine Forschungsergebnisse direkt den pädagogisch Professionellen zurückzuspiegeln, so erhoffe ich mir doch, zum wissenschaftlichen Diskurs über den Umgang mit Differenz beizutragen und so langfristig mit einigen meiner Anregungen und meiner Kritik in die Aus- und Weiterbildung von pädagogisch Professionellen hineinzuwirken.

Hügel, I. & Lange, C. (Hrsg.). (1993). *Entfernte Verbindungen. Rassismus, Antisemitismus und Klassenunterdrückung*. Berlin: Orlanda.

Rotter, P. V. (2017). *Verstrickungen und Verbindungen*. Jalta. Positionen zur jüdischen Gegenwart 01/2017 (01/5777): Selbstermächtigung. Hrsg. von Micha Brumlik, Marina Chernivsky, Max Czollek, Hannah Peaceman, Anna Schapiro & Lea Wohl von Haselberg, (58–72).

**Dirk Eilers:****Positionierung**

Welche Bedeutung hat deine eigene Positionierung in Bezug auf deine wissenschaftliche und pädagogische Tätigkeit für dich? Eine Grundlegende. Meine gesellschaftliche Positionierung in Bezug auf soziale Klasse ist zugleich Erfahrungszugang, wie auch Hemmnis und Ausschluss. Sie hat sowohl eine objektive als auch eine subjektive Dimension. Ich versuche damit umzugehen indem ich mir eine Distanz aus der Nähe des Themenfeldes herausarbeite und so die strukturellen Bedingungen für mein individualisiertes Erleben besser verstehen kann. Im Sinne der feministischen Epistemologie habe ich aufgrund meiner Alltagserfahrungen ein Erkenntnisprivileg in Bezug auf Klassismus, muss mir aber einen Standpunkt erarbeiten. Dabei hilft mir Theoriearbeit und der kritisch-konstruktive Dialog mit anderen, die über ähnliche oder widersprüchliche Klassismuserfahrungen verfügen. Dieser Dialog ist getragen von intersektionaler Solidarität (u. a. als ein Gefühl der Verbundenheit) und trägt so dazu bei „Schüler\*in eigener Erfahrungen“ zu werden.

**Verhältnis Theorie/Praxis**

Ich bin mir nicht sicher ob ich die gängige Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis teile, da ich oft an Übergängen arbeite, die diese Dichotomie so nicht zulassen. Wenn ich es dennoch definieren muss bedeutet Praxis für mich Nähe, Theorie Distanz. Ich brauche beides, beides erscheint mir wichtig in meiner Auseinandersetzung mit Differenz. Bezogen auf das Verhältnis von Theorie und Praxis nehme ich verschiedene Problemfelder wahr. Auf der einen Seite sind da die Ernüchterung und eine gewisse Ratlosigkeit, wenn Analysen und Perspektiven die Sphäre der Theorie verlassen und versuchen in die Praxis überzugehen. Von der anderen Seite aus fehlen oft der Raum und die notwendige Distanz, um sich mit kontraintuitiven Inhalten auseinanderzusetzen und nicht zu schnell vermeintliche Evidenzen zuzulassen. Pierre Bourdieu hat als Antwort auf eine ähnlich gelagerte Problematik den Begriff der „engagierte Wissenschaft“ geprägt und für die Aufhebung der Trennung zwischen „scholarship“ und „commitment“ plädiert indem er sich für ein „scholarship with commitment“ stark gemacht hat. Darin bietet sich für mich eine Möglichkeit das Verhältnis von Theorie und Praxis anders zu denken.

**Hanna Mai:****Positionierung**

Meine Positionierung als Frau of Color stellt eine wichtige Motivationsquelle dar, um mich mit gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnissen, Rassismuskritik,

Postkolonialer Theorie, kritischem Weiß-Sein und Migrationspädagogik zu beschäftigen. Dabei war ich, auch aufgrund eines Teils akademischen Hintergrunds meiner Eltern, in der privilegierten Situation, die Wahl meines Studiums meinen Interessen entsprechend treffen zu können. Dort hatte ich die Möglichkeit, mich intensiv mit Fragen zu befassen, die mich schon vor dem Studium beschäftigten und eigene Erfahrungen zu theoretisieren, in einen größeren Kontext einzuordnen und zu verstehen.

Als ich anfang ‚Interkulturelle Pädagogik‘ zu studieren, wurden in dem Fach zunehmend rassismuskritische Perspektiven rezipiert, die ähnliche kritische Fragen aufwarfen, wie ich sie mir stellte, etwa nach der Rolle der Anderen als Objekt und Subjekt von Forschung. Mich faszinierten postkoloniale (und) feministische Theorien und Wissenschaftskritik, da sie eine Form boten, das Wissen von Minorisierten – Wissen, das ich auch in meiner Familie als präsent erlebte – als wissenschaftliches Wissen über Machtverhältnisse anzuerkennen. Ich lernte aber auch, dass als Frau of Color wissenschaftlich zu Rassismus zu arbeiten die Gefahr mit sich bringt, dass meine Arbeit als ‚zu betroffen‘ bezeichnet und damit nicht anerkannt wird. Ja, ich empfinde es als Herausforderung, mich nicht auf meinen Erkenntnissen ‚auszuheben‘, sondern sie immer wieder zu hinterfragen. Nicht die Differenzdimensionen, mit denen ich mich am intensivsten beschäftigt habe, für am relevantesten zu halten und offen zu sein für anderes Wissen und andere Perspektiven. Vor dieser Herausforderung stehen jedoch m. E. alle Menschen, die ihre Forschungsschwerpunkte ihren Interessen entsprechend wählen konnten. Gesellschaftliche Machtverhältnisse strukturieren wissenschaftliche Arbeit (-sfelder) jedoch auch dahin gehend, dass nicht jede biografische Involviertheit in gleicher Weise bewertet wird. So kenne ich weiße deutsche Männer, die zum Nationalsozialismus forschen, auch weil sie die Rolle ihrer Eltern oder Großeltern in dieser Zeit beschäftigt, die jedoch nicht die Erfahrung machen, dass ihre Arbeit mit dem Vorbehalt, sie seien ‚zu betroffen‘ konfrontiert und damit ihre Wissenschaftlichkeit in Frage gestellt wird.

### **Verhältnis Theorie/Praxis**

Die Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis sehe ich kritisch, da auch in dem was als Praxis bezeichnet wird Theorien, entstehen, während auch Theoriebildung eine Praxis darstellt. Ich finde die Unterscheidung jedoch hilfreich, um zwei Arbeitsbereiche zu kennzeichnen, die sich tatsächlich in mancher Hinsicht voneinander unterscheiden. Dies ist zum einen eine an Hochschulen und Universitäten verortete wissenschaftliche Auseinandersetzung mit erziehungswissenschaftlichen Fragen und zum anderen die tägliche pädagogische Arbeit z. B. an Schulen, Einrichtungen der Sozialarbeit oder der außerschulischen Bildungsarbeit.



Einen Wechsel zwischen meinen eigenen theoretischen und praktischen Arbeitsbereichen erlebe ich manchmal, als würde ich zwischen verschiedenen Zeitdimensionen wechseln. Während im Rahmen einer Forschungsarbeit Monate zur Verfügung stehen können, um sich in aller Tiefe mit einer Frage zu befassen, sind es im alltäglichen pädagogischen Handeln Sekunden, die zur Verfügung stehen, um die gleiche Frage zu beantworten und in einer Situation reagieren zu können. Die knappe Zeit ist dabei nicht nur der Handlungsebene, auf der Praxis stattfindet, geschuldet, sondern auch materiellen Bedingungen der Praxis (z. B. Arbeit in Projekten, die regelmäßig neu beantragt werden müssen oder personelle Unterbesetzung). Darüber hinaus beobachte ich ein gegenseitiges Unverständnis zwischen Theorie und Praxis: „Wie kann es sein, dass in der Praxis immer noch mit Theorien der Ausländerpädagogik der 1980er Jahre gearbeitet wird?“ Und andersherum: „Ist ja schön und gut, was da Schlaues geforscht wird, aber wie sollen wir das bitte im Alltag (auch noch) umsetzen?“ Um die Bedingungen zu schaffen, um Theoriewissen in die Praxis zu transferieren ist es m. E. notwendig, der Praxis mehr Zeit zu geben, etwa Reflexionsräume und -zeiten, eine bessere finanzielle Absicherung und personelle Aufstellung, Zeit für Supervision und Fortbildungen. Mehr Zeit bzw. eine Auseinandersetzung mit Zeit könnte auch zum gegenseitigen Verständnis zwischen Theorie und Praxis beitragen. Wenn Forschende verstehen, dass es für Praktiker\*innen funktional ist, nach konkreten Werkzeugen zu fragen und wenn Praktiker\*innen erfahren können, dass sie wissenschaftliche Erkenntnisse tatsächlich zur Weiterentwicklung ihrer Arbeit nutzen können.

***Thorsten Merl:***

### **Positionierung**

Als jemand, der in erster Generation seiner Familie ein Gymnasium besucht (und ohne Abitur wieder verlassen) hat, studiert hat und promoviert, verstehe ich meinen beruflichen Werdegang als zumindest erwartungswidrigen Bildungsaufstieg, mit dem zugleich fortwährend die Erfahrung der Nicht-Zugehörigkeit im akademischen Milieu einhergeht. Aufgrund meiner Herkunft verstehe ich meine wissenschaftliche Tätigkeit deshalb auch als eine politische Tätigkeit, die nicht nur darin besteht, vermeintlich selbstverständlich einen Platz im akademischen Milieu zu besetzen, sondern vor allem auch darin, Personen im wissenschaftlichen Feld zu fördern, die hinsichtlich ihrer sozialen Positionierung strukturell deprivilegiert sind. Auch betrachte ich es als politische Praxis, meine eigene soziale Herkunft, (die sich u. a. im sprachlichen Ausdruck zeigt) in Vorträgen und Lehrveranstaltungen als Ausdruck eines selbstverständlich heterogenen akademischen Milieus zum Ausdruck zu bringen. Darüber hinaus führt mein eigenes

Scheitern am Gymnasium dazu, dass meine Forschungstätigkeit von dem Interesse geleitet ist, Erkenntnisse für weniger ausschließende Schulen zu generieren.

### **Verhältnis Theorie/Praxis**

Theoretische Perspektiven auf Differenz erlauben es, etwas als etwas Bestimmtes erklären zu können: So erscheint vor dem Hintergrund theoretischer Perspektiven beispielsweise eine situative individuelle Erfahrung als sozialstrukturell konstituiert (bspw. ein verletzender Kommentar als klassistisch diskriminierend). Damit bleibt die (Diskriminierungs-)Erfahrung zwar eine individuell wahrgenommene, sie wird zugleich aber als eine Erfahrung verständlich, die nicht singular ist, sondern auf hierarchischen gesellschaftlichen Machtverhältnissen beruht und somit die rein situative Erfahrung überschreitet. (Differenz-)Theorie ermöglicht also das je Konkrete umfassender zu erklären und bietet so Orientierung für die Praxis. Dabei ist zugleich eine kritische Perspektive auf die theoretischen Angebote jener mit Differenz befassten Disziplinen notwendig, da diese nicht lediglich existierende Phänomene objektiv beschreiben: Die wissenschaftliche „Beschäftigung mit alltagsweltlich konstruierten sozialen Differenzkategorien stellt diese nicht nur immerzu erneut her, sondern reifiziert damit potentiell zugleich auch die soziale Wirkmächtigkeit dieser Konstrukte“ (Diehm et al. 2010, S. 79; Hervorhebung im Original). Ein professioneller pädagogischer Umgang mit Differenz bedarf deshalb sowohl des erklärenden Rückgriffs auf allgemeine (Differenz-)Kategorien, als auch der kritischen Reflexion dieser Kategorien und der verstehenden Rekonstruktion des jeweiligen Einzelfalls in der pädagogischen Praxis (vgl. Helsper 2004, S. 72).

### ***Maryam Mohseni:***

#### **Positionierung**

Meine eigene Positionierung war und ist eine bedeutende Kraftquelle für mein wissenschaftliches Tun und mein Interesse an rassistischen, sexistischen und klassistischen Herrschaftsverhältnissen. Erkenntnisprozesse über meine Positionierung als Frau of Color ohne deutschen akademischen Familienhintergrund beinhalten für mich sowohl eine kraftschöpfende Befreiungspraxis als auch eine schmerzhaft lernerfahrung. Mich im Kontext weiße Universität zu bewegen ist für mich mit verschiedenen Spannungsverhältnissen verbunden. Die Universität ist für mich kein Wohlfühlraum, sondern ein Raum, geprägt von Erfahrungen der Marginalisierung, des Schmerzes und der Ohnmacht ebenso der Wut, des Kampfes und Widerstandes. Eng an meine Positionierung geknüpft ist für mich mein Wunsch und mein politisches Engagement für eine gerechtere Gesellschaft. Meine tägliche pädagogische Praxis ist von dem Anliegen motiviert, als eine der wenigen Lehrer\*innen of Color empowernd auf Schwarze Schüler\*innen und

Schüler\*innen of Color zu wirken. Dies gelingt mir unter den Bedingungen rassistischer Verhältnisse mal mehr und mal weniger.

### **Verhältnis Theorie/Praxis**

Wenn ich an meine eigenen bewussten Begegnungen mit Theorie(n) zurückdenke, dann war eine treibende Kraft darin die Suche nach Erklärungen für mein vages Empfinden von Ungerechtigkeit verbunden mit dem Wunsch, mich selbst und meine Erfahrungen (be-)greifbar zu machen. Theorie verstehe ich deshalb als eine Befreiungspraxis, wie bell hooks es treffend formuliert hat, die direkt zum Schmerz sprechen und ein Ort der Heilung sein kann:

I came to theory because I was hurting – the pain within me was so intense that I could not go on living. I came to theory desperate, wanting to comprehend – to grasp what was happening around and within me. Most importantly, I wanted to make hurt go away. I saw in theory then a location for healing (hooks 1994: 59).

Mit meiner wissenschaftlichen Arbeit geht es mir in Anlehnung an eine kritische Gesellschaftstheorie (vgl. Lösch 2013) darum, Wissen zu produzieren, das zum Abbau rassistischer Verhältnisse beitragen kann. Theorieentwicklung verstehe ich dabei in Anlehnung an bell hooks als eine „liberatory practice“ (hooks 1994: 92), die den oft konstruierten Dualismus zwischen Theorie und Praxis aufzubrechen sucht. Theorie ist der Versuch, „to understand both the nature of our contemporary predicament and the means by which we might collectively engage in resistance that would transform our current reality“ (hooks 1994: 92). Theorie bietet mir nicht nur die Möglichkeit, aktuelle Herrschaftsverhältnisse zu verstehen, sondern auch Impulse für Widerstandsmöglichkeiten gegen diese Verhältnisse zu finden.

Als pädagogisch Tätige erlebe ich eine große Kluft zwischen machtkritischen Theorien und meiner Alltagspraxis. Ich stehe ich oft selbst dem Unvermögen gegenüber, meinen Ansprüchen im System Schule gerecht werden zu können. Räume, um genau über diese Kluft zu sprechen und Möglichkeiten zu suchen, Brücken zwischen Theorie und Praxis zu bauen, könnten hilfreich sein.

*Juliane Spiegler:*

### **Positionierung/ Verhältnis Theorie/Praxis**

Es mag ausweichend wirken, wenn ich behaupte, dass für mich in beruflichen Situationen häufig gar nicht meine eigene Positionierung bzw. meine Idee davon, sondern die von ‚anderen‘ vorgenommenen Zuschreibungen und Verortungen von größerer Relevanz waren und eventuell noch sind. In meiner Wahrnehmung war

in universitären Zusammenhängen für mich ein ‚Positioniertwerden‘ kaum mit entsprechenden Verhandlungen, auch nicht um dazugehörige Verständnisse und Haltungen verbunden. Dass dies selbst an Universitäten schnell, ständig und unreflektiert passiert und dass diese höchst hierarchisch organisiert sind, gehört zu den ersten Erfahrungen meines Lehramtsstudiums. Derzeit bin ich aufgrund eines Stipendiums nicht als Mitarbeiter\_in an meinem Institut beschäftigt und dadurch vielleicht nicht ganz so stark in universitäre (Macht-)Strukturen eingebunden, ich arbeite allerdings als Tutor\_in in einem mehrwöchigen Praktikum für Lehramtsstudierende. Daraus ergibt sich die folgende, absolut subjektive und verkürzte Momentaufnahme:

Das Theorie-Praxis-Verhältnis scheint in der universitären Lehrer\_innenbildung eine dauerhafte Anforderung darzustellen, wobei meiner Meinung nach mit Blick auf ‚Differenz‘ hier auf eine besondere Eigenheit hinzuweisen ist. Die fortdauernd an das Lehramtsstudium gestellte Forderung nach Praxis (-relevanz), führt zu konkreten Erwartungen an die universitäre Lehre. Was im Rahmen von Seminaren und Vorlesungen passiert, soll möglichst gut auf den Alltag als Lehrer\_in vorbereiten, wodurch Lehrveranstaltungen, die beispielsweise einen theoretischen Fokus haben, von Studierenden als entbehrlich wahrgenommen werden. Theorie(-lektüre), die auf den ersten Blick keinen unmittelbaren Nutzen für die zukünftigen Aufgaben als Lehrer\_innen hat, wird ein Eigenwert abgesprochen und Wissenschaft und Forschung werden so einer Praxisorientierung untergeordnet. Ob und inwiefern beispielsweise aktuelle Trends wie ‚Kasuistik‘ oder ‚Forschendes Lernen‘ im Rahmen des Lehramtsstudiums ebenfalls dazu beitragen und nicht weiterhin auch dazu führen, dass schulische Formate und Praktiken mehr und mehr Zugang in die Universität finden, kann kritisch diskutiert werden. So wirkt Schule bis in das Studium hinein und sorgt dafür, dass Studierende sich in der Universität, aber eigentlich weiterhin in der Schule befinden. Meines Erachtens scheint das im Kontext von ‚Heterogenität‘ (die schulpädagogische, unscharfe Übersetzung von ‚Differenz‘) im besonderen Maße zutreffen, wenn das Ziel von universitären Veranstaltungen etwa darin besteht, Lehramtsstudierende „bereits während des Studiums besser auf den Umgang mit Heterogenität und auf Individualisierung im Unterricht“ vorzubereiten und zu „zeigen, dass Heterogenität im Klassenzimmer keine Belastung sein muss“. Ist der Schwerpunkt allerdings ein theoretischer, werden zum Beispiel (de-)konstruktivistische Theorien besprochen, schulische Normen infrage gestellt oder dortige Machtverhältnisse und deren (Re-)Produktion thematisiert, steht dies meiner Einschätzung nach im Widerspruch mit der Absicht, etwaige Handlungsempfehlungen

zum ‚Umgang mit Heterogenität‘ zu formulieren, wenngleich ich nachvollziehen kann, dass vielleicht bei Studienanfänger\_innen der Wunsch danach besteht, gerade wenn derzeit anscheinend fortwährend ‚die Anforderungen der Inklusion‘ medial aufgegriffen werden.

Das durch theoretische Perspektiven geleitete Hinterfragen von binären Ordnungen und Ungleichheitsverhältnissen mag für Studierende (wie Dozierende, die sich im Rahmen einer universitären Lehrveranstaltung ja selbst in einem entsprechenden Verhältnis befinden) unbequem sein und zu Unsicherheiten führen – und so scheint ein unkritischer Rekurs auf eigene schulische oder in Praktika gewonnene Erfahrungen über ‚die mit Migrationshintergrund‘, ‚die I-Kinder‘, ‚die Jungen‘ und das daraus abgeleitete vermeintliche Wissen als Legitimierung von Positionszuweisungen resp. entsprechenden Praktiken ausreichend, überzeugend oder zumindest einfacher zu sein. Unterricht ist aber maßgeblich durch Unsicherheiten gekennzeichnet, insbesondere im Kontext von ‚Differenz‘ und so müssen Lehramtsstudierende als zukünftige Lehrer\_innen verstehen und aushalten können, dass auch sie in der Schule unweigerlich in nicht-auflösbaren Spannungs- und Machtverhältnissen gefangen sind, die sie zugleich erst schaffen.

*Florian Weitkämper und Tom Weidenfelder:*

### **Positionierung**

Es bietet die Möglichkeit sich als forschende Person sichtbar zu machen und dem eigenen Wissenschaftsverständnis Ausdruck zu verleihen. Das bedeutet für uns, unsere eigenen Sichtweisen und Überzeugungen im Forschungsprozess und pädagogischen Berufsalltag reflexiv zu durchdringen, um einen kritisch-reflexiven und differenzierten Blick auf Feinheiten und Details von sozialen Phänomenen und Prozessen entwickeln zu können. Dies ist u. E. insbesondere mit teilnehmend-beobachtendem Forschen unumgänglich verwoben, welches die Reflexion der eigenen Involviertheit im Prozess hervorhebt. Im Anschluss an Haraway (1995) und Harding (1994) begreifen wir uns als Forschende selbst historisch, sozial und kulturell unterschiedlich situiert und verstehen uns als Teil einer (erziehungswissenschaftlichen) scientific community, die bestimmte Traditionen und Denkweisen pflegt. Dementsprechend begreifen wir uns als Nachwuchswissenschaftler in einer privilegierten Position, von der aus wir über ‚Andere‘ – meist nicht der community-Zugehörige – sprechen. Gleichzeitig werden unsere Interessen und Erkenntnisse vorwiegend im Zusammenhang mit einem fertigen, qualifizierenden Produkt gebracht und weniger im Kontext ihres (teils prekären) Entstehungszusammenhangs thematisiert.

**Verhältnis Theorie/Praxis**

Im Rahmen unserer Lehr- und Forschungstätigkeiten als akademische Mitarbeiter einer (bildungswissenschaftlichen) Hochschule spielt die Reflexion des Verhältnisses von Theorie und Praxis im Umgang mit Differenz eine tragende Rolle. Insbesondere im Austausch mit Studierenden zielen wir darauf ab ein wechselseitiges und ineinander verschränktes Verständnis von Theorie und Praxis zu vermitteln, um davon ausgehend einen fachlich angemessenen Umgang mit Differenz gemeinsam zu diskutieren. Das Ziel sehen wir dabei in der Etablierung einer kritisch-distanzierten Haltung bei Studierenden und sie anzuregen, die Bedeutung von Differenzkonstruktionen und -verhältnissen für sich selbst zu hinterfragen. Dadurch sehen wir die Möglichkeit zur Professionalisierung von Studierenden bzw. zukünftigen pädagogischen Fachkräften beizutragen und in der Planung und Veränderung pädagogischer Praxis zu berücksichtigen. Dieses Ansinnen stellt für uns zugleich eine zentrale Herausforderung in der Lehre dar, weil wir Studierenden dekonstruktive Perspektiven auf soziale Phänomene und Prozesse der Kategorisierung näher bringen wollen und gleichzeitig (aufgrund von Komplexitätsreduktion und Simplifizierung) nicht ausschließen können, dadurch auch gesellschaftliche Differenzen zu reifizieren und zu reproduzieren. Wir betrachten deswegen das Verhältnis von Theorie und Praxis im Umgang mit Differenz als ambivalent, das es nicht aufzulösen gilt, sondern vielmehr als Reflexionsangebot zu verstehen und zu nutzen ist.